

Unabhängig vom Thema wurden Handschriften fremder Herkunft gezeigt sowie in einer eigenen Vitrine das Künstlerbuch Boltanskis über die Stiftsbibliothek St. Gallen.

7. *Glehrte Leüt und herrliche Librey. Die St. Galler Klosterbibliothek nach der Glaubenstrennung 1532–1630* (Ausstellung 1993). Von P. OCHSENBEIN und K. SCHMUKI.

1590/91 äußert sich der Wiener Johannes Rasch lobend über das Kloster St. Gallen, seine Mönche und seine Bibliothek: „glehrte Leüt und herrliche Librey“. Dieses Urteil wurde ausschlaggebend für die Ausstellung. Das Wort gilt für das Wiederaufblühen des Klosters und der Bibliothek nach der Reformation. Abt Diethelm Blarer (1530–1564) gilt nach dem Klostersturm und der Plünderung unter Vadian (wobei die Bibliothek von der Vernichtung verschont blieb, ein Zeichen des Humanismus) als der 3. Gründer von St. Gallen. Er setzt den Anfang zur zeitgemäßen Erneuerung des Gallusklosters nach den Wirren der Reformation und macht so die neue Blüte im 17./18. Jh. möglich. Die Ausstellung der damaligen Klosterbibliothek ist gleichsam ein Spiegel der Arbeit, Frömmigkeit und Wissenschaft der Mönche jener Epoche.

Seit dem 9. Jh. wurden die St. Galler Handschriften größtenteils im Hartmurturm aufbewahrt, andere in der Schule und in der Kirchenbibliothek. Im 15. Jh. soll im Turm ein heillooses Durcheinander geherrscht haben; doch wurden die Handschriften unter Abt Ulrich Rösch dort neu geordnet und systematisch katalogisiert. Vadian beklagte zu seiner Zeit die schlechte Aufbewahrung der Handschriften, die nach Meinung dieses Humanisten der wissenschaftlichen Forschung dienen sollten. 1551–53 wurde für die Bibliothek sodann ein eigener Bau errichtet, wo zunächst besonders die Neuanschaffungen aufgestellt wurden. Mit der Zeit wurden auch die „Privatbibliotheken“ der Patres in die Klosterbibliothek integriert. Bis heute von Bedeutung ist die Handschriftenbeschreibung von P. Pius Kolb (1712–1762) in zwei Bänden von 1759. Weitere Einblicke in das St. Galler Klosterleben geben die zeitgenössischen liturgischen Bücher, Kultgegenstände und Nekrologien. Aus der Zeit nach 1532 sind zahlreiche Handschriften für (auch mehrstimmigen) Gesang und das Stundengebet erhalten. Unter Abt Diethelm beginnt auch die Renaissance in der Buchkultur mit Einbänden und Buchmalereien in Renaissance-Manier.

Ge sondert gezeigt wurden die Bücher aus dem Bruderhaus des Klosters, wo die Laienbrüder seit alter Zeit ein eigenes Institut bildeten, bis sie im 15. Jh. enger an das Kloster gebunden wurden. Die Bibliothek belegt auch die Ausbildung der jungen Mönche an fremden Hochschulen wie Dillingen, Ingolstadt, Clermont, Paris usw., da sie von dort Bücher mitbrachten. Als historische Forscher betätigten sich in der Stiftsbibliothek Vadian, Schobinger, Goldast und andere, die in St. Galler Handschriften z.T. handschriftliche Notizen hinterließen. Eine weitere Vitrine demonstriert die Bücherliebe der Äbte von St. Gallen.

Odo Lang OSB

Einsiedeln

Anm.: Die besprochenen Ausstellungskataloge, die ihren bleibenden Wert auch über die Ausstellungsdauer hinaus behalten, sind (solange Vorrat) erhältlich bei der Stiftsbibliothek, Klosterhof 6 d, CH-9000 St. Gallen.

MORETTI A., *Gli Umiliati, le comunità degli ospizi della Svizzera italiana* (Helvetia Sacra sezione IX, volume 1). — Basilea/Francoforte sul Meno (Edizioni Helbing & Lichtenhahn), 1992, pp. 284.

Die am Ende des 12. Jahrhunderts entstandenen Humiliatengemeinschaften haben sich außerhalb ihres oberitalienischen Ursprungsgebietes kaum ausgebreitet. Ihre südlich-

sten Niederlassungen lagen in der Toskana, die nördlichsten in der heutigen italienischen Schweiz, im Gebiet von Mendrisio, Lugano und Locarno. E. GRUBER, *Die Humiliaten im alten Tessin*: ZSG 18 (1938) 268–304 bot bislang die gründlichste Übersicht über die Humiliatenhäuser in der Südschweiz, die oft mit Krankenspitälern und Pilgerhospizen verbunden waren. A. Moretti hat sich der Mühe unterzogen, alles Wissenswerte über die neun sicher bezugten Schweizer Ordenshäuser zusammenzutragen und deren Entwicklung unter Berücksichtigung der allgemeinen Geschichte der Humiliaten darzustellen und zu dokumentieren. Die Quellenlage ist, wie auch sonst beim Humiliatenorden, schlecht. Viele Urkunden sind verloren, doch konnte die Vf.in für zwei Gemeinschaften in Lugano wertvolle Abschriften aus dem 18. Jahrhundert wiederfinden. Verloren sind dagegen die Archive der Häuser von Mendrisio und Locarno. Die Tessiner Humiliatenniederlassungen gehen alle auf das 13. Jahrhundert zurück. Die Vf.in zählt folgende auf: S. Antonio (Astano), S. Pancrazio (Brissago), S. Caterina (Gordola), S. Caterina (Locarno), S. Antonio (Lugano), S. Caterina (Lugano), S. Maria e Margherita (Lugano), S. Giovanni (Mendrisio), S. Orsola (Mendrisio). Sie gingen sämtlich im 15./16. Jahrhundert unter mit der einen Ausnahme von S. Caterina in Lugano. Ursprünglich ein Doppelkloster (vor 1250 gegründet), war es seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts nur noch ein Frauenkloster, das seit 1626 die Regula Benedicti übernahm, ohne aber einige ältere Humiliatentraditionen aufzugeben. Das Kloster wurde 1848 säkularisiert.

Die Humiliatenhäuser in der Schweiz gehörten nach dem Urteil der Vf.in alle dem II. Orden an. Bei den Humiliaten war dies, anders als bei den späteren Mendikanten, nicht der weibliche Zweig des Ordens, sondern ein Laienorden von zölibatär lebenden Brüdern und Schwestern. Einige Schweizer Häuser waren allerdings von Anfang an nur von Schwestern bewohnt, deren Oberin „ministra“ hieß. Für die Anwesenheit des III. Ordens in der Schweiz sieht die Vf.in keine sichere Spur; die des I. Ordens ist ganz auszuschließen. Nun gab es in der Lombardei auch im III. Orden Laien, die ein Gemeinschaftsleben führten und Spitäler leiteten. Es wäre zu fragen, ob nicht doch einzelne Humiliatenspitäler in der Schweiz, wie die von S. Giovanni in Mendrisio und S. Maria in Lugano, von Drittordensgemeinschaften geführt wurden.

Neben der sorgfältigen, umfassenden Darstellung und Dokumentation der Tessiner Humiliatenhäuser durch die kundige Vf.in ist als wichtigstes Ergebnis des vorliegenden Bandes die Unterscheidung zwischen den Humiliatengemeinschaften und anderen Hospizkommunitäten in der Schweiz festzuhalten. Bis vor kurzem zählte man auch die Brüder und Schwestern der Alpenhospize zu den Humiliaten. Nach A. Moretti sind die Alpenhospize jedoch völlig unabhängig von jeder Bindung an einen Orden. Dennoch leugnet sie nicht geistige Bande zur religiösen Laienbewegung in der Lombardei. Das Bleniotal und die Leventina hatten ja alte politische, wirtschaftliche und kirchliche Beziehungen zu Mailand. Wenn die Schweizer Hospitaliter auch nicht als Humiliaten nachzuweisen sind, so darf man m.E. doch annehmen, daß sie mit dem humiliatistischen Ideal eines einfachen, tätigen Lebens nach dem Evangelium vertraut waren. Die Hospize, die außer der Betreuung der Reisenden soziale Aufgaben wie Armenkassenverwaltung und Erziehung wahrnahmen, boten der Bevölkerung in den südschweizerischen „ambrosianischen Tälern“, wo es bis zur Ankunft der Kapuziner keine Ordensniederlassungen gab, die Möglichkeit zum Ordensleben. Die Vf.in untersucht die Geschichte von neun Hospizen, von denen die bekanntesten die Paßhospize auf dem St. Gotthard (vor 1237) und Casaccio auf dem Lukmanier (vor 1104) waren.

Der vorliegende Band der *Helvetia Sacra* ist von den Herausgebern zu Recht nicht in die Abteilung III („Die Orden mit Benediktinerregel“) eingereiht worden. Dennoch gab es bei den Humiliaten — nicht bei den Hospitalitern — mehr als nur einen Berührungs-

punkt mit dem benediktinischen Mönchtum. Doch darauf einzugehen, würde den Rahmen einer Buchbesprechung sprengen.

Pius Engelbert OSB

Rom

ACKLIN-ZIMMERMANN B.W., *Gott im Denken berühren. Die theologischen Implikationen der Nonnenviten*, Freiburg/Schweiz (Universitätsverlag) 1993.

Die Zulassung von Frauen zum Theologiestudium und auch das spezifische Erkenntnisinteresse von Frauen für Frauen haben die Voraussetzungen geschaffen, mittelalterliche Schriften von dominikanischen Frauen zu untersuchen, zu fragen, wovon waren diese Frauen geprägt, haben sie die theologische Meinung ihrer gelehrten Brüder nur einfach rezipiert oder gab es auch eigenständige Denkkategorien.

Die bisherige Forschung hatte konstatiert: Die Nonnenviten sind Dekadenzerscheinungen der dominikanischen Spiritualität. Beatrice W. Acklin-Zimmermann versucht nun auf dem Hintergrund einer ausführlichen Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Forschungsergebnissen im Hinblick auf die mittelalterlichen Schwesternbücher einen andern Akzent zu setzen. Die Aufwertung dieser Schriften liegt darin, in ihnen ein eignes Genus literarischer Arbeit zu sehen. Die Nonnenviten vermitteln eine mystische Lehre in einer legendarischen Form. Das Ziel ist nicht eine Erlebnismystik zu schildern, sondern Belehrung zu vermitteln. So kann als Ergebnis festgehalten werden: Die legendarischen Stilformen im Bereich der Nonnenliteratur dürfen nicht länger als minderwertige Literatur, von wenig gebildeten, wundersüchtigen Verfasserinnen geschrieben, betrachtet werden, sondern müssen als formbewußte, eigene literarische Aussageweise ernst genommen werden.

Die Tatsache, daß Nonnen literarisch tätig waren, läßt darauf schließen, daß sich in den Klöstern des 14. und 15. Jahrhunderts eine gut entwickelte Infrastruktur findet, eine reichhaltige Bibliothek vorhanden war, vor allem aber die Fähigkeit, mit theologischen Fragen eigenständig umzugehen. Das grundsätzlich hohe Bildungsniveau der Schwestern ist zu einem großen Teil auf den innerklösterlichen Schulbetrieb zurückzuführen. Aber auch innerklösterliche Bildungsangebote wie Tischlesung, lectio divina, die Ansprachen der Priorin werden Quellen gewesen sein, aus denen die Nonnen ihr Wissen vertiefen konnten. Man las die Kirchenväter, aber auch Predigten von Tauler und Eckhart, wie aus einer Anweisung für die Tischlesung aus dem Jahr 1429 zu entnehmen ist. Hinzu kommen die Bekenntnisse des hl. Augustinus, die Schriften des hl. Bernhard und eines Thomas von Aquin. Ein aus dem 15. Jahrhundert stammender Bibliothekskatalog von St. Katharina vermittelt den Eindruck einer gut bestückten Bibliothek.

Ziel dieser Arbeit ist, zunächst zu den Nonnenviten hinzuführen, den gegenwärtigen Stand der Auseinandersetzung mit diesem Fragenkreis zu skizzieren und der Frage der theologischen Aufgeschlossenheit der Nonnen nachzugeben. Im zweiten Hauptteil werden dann die zentralen theologischen Denkfiguren untersucht. Dabei wird deutlich, daß die Eucharistie und die Passion Christi die entscheidenden Denkfiguren sind, mit denen die Nonnen sich auseinandersetzen. Die Erzählstruktur ist die einer narrativen Theologie. Das Erzählen will das Prophetische offenhalten und eo ipso auch narrative Ethik vermitteln.

Als Fazit der Arbeit stellt die Verf. heraus: Die Nonnen gehen mit den Fragen, die sich um die Mitte des Glaubens drehen, anders um als ihre Mitbrüder. Theologische Lehrmeinungen, mit denen sie auf unterschiedlichste Weise konfrontiert werden, versuchen sie gedanklich zu durchdringen, indem sie theologische Lehrformeln in eine aus dem monastischen Alltag gegriffene Geschichte kleiden. Die Nonnenviten vermitteln zudem